

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 5

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(Alle nicht mit einer Chiffre oder einem Zeichen versehenen Artikel rühren von der Schriftleitung her.)

Dilettantenaufführungen. Da mit dem einsetzenden Winter der Zeitpunkt gekommen ist, wo die Vereinsbühnen zu Stadt und Land sich für die abzuhaltenden Vorstellungen rüsten, mag es am Platze sein, einen Blick auf die Zusammensetzung dieser Vorstellungen zu werfen und einige Gedanken und Anregungen, die ich schon früher über dieses Thema veröffentlichte, wieder aufleben zu lassen.

Die Freude am Theaterspielen liegt unserem Volke geradezu im Blut, und sobald der Winter gekommen ist, werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die in Aussicht genommene Aufführung für den Verein möglichst ehrenvoll zu gestalten. Es ist nun leicht einzusehen, welcher ein wichtiger Faktor diese Aufführungen für eine tiefere Volksbildung sein könnten. Ich sage ausdrücklich sein könnten, denn in Wirklichkeit sind sie, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen, das gerade Gegenteil davon und üben, hauptsächlich durch die Wahl der zur Darstellung gelangenden Stücke einen höchst schädlichen Einfluß aus. Dem, der sich ernsthaft um diese Sachen kümmert, zeigt sich in dieser Beziehung ein betäubendes Bild. Die leichteste Durchschnittsware, bei der man von einem Wert überhaupt nicht reden kann, ist bei diesen Aufführungen die Regel, Machwerke, in denen Sentimentalität und innere Verlogenheit schon bei den ersten Worten Brüderschaft miteinander schließen, um mit vereinten Kräften jeden guten Geschmack zu ertöten. Dazu Kostüme, die aus den Trödelbuden aller Jahrhunderte zusammengesucht zu sein scheinen und in ihrer bunten Zusammenstellung jeder Wahrheit ins Gesicht schlagen. Werden bei diesen Aufführungen Lieder gesungen, so sind es beileibe nicht etwa unsere herrlichen alten Volkslieder, die in ihrer unvergänglichen Frische noch heute jedes

Herz und Gemüt erfreuen, sondern zum weitaus größten Teil saft- und kraftlose Nachahmungen des modernen Kunstliedes, die gewöhnlich die Kräfte der Mitwirkenden weit übersteigen und dann auch demnach ausfallen. Kurz, der Eindruck, den man von einer solchen Vorstellung mit nach Hause nimmt, ist der, etwas höchst Unwahres, etwas dem innern Wesen der Darsteller und Zuschauer diametral Entgegenstehendes gesehen zu haben.

Ich habe, während ich dies niederschreibe, das traurige Gefühl, lauter längst bekannte Wahrheiten zu sagen, aber solchen Uebelständen hilft man eben nur dadurch ab, daß man beharrlich auf sie hinweist, den Fehlerquellen nachgeht und die Mittel und Wege, die zu einer Besserung führen könnten, aufzeigt.

Weg vor allem mit den sentimentalischen Rühr- und Schauerstücken, weg auch mit der erkünstelten Singerei und all' dem andern unwahren Zeug! Ein frischerer, freier, mehr auf das Echte und Bleibende im Menschen gerichteter Zug muß in diese Aufführungen hineinkommen, d. h. ihre Zusammensetzung muß eine ganz andere werden. Das „Wie“ dieser Zusammensetzung zeigte mir voriges Jahr ganz unerwartet eine solche Vereinsaufführung im Kanton Graubünden. Von dem schönen Balzeina im Prättigau, wo ich gerade weilte, stieg ich eines Sonntags nach dem im gleichen Tale liegenden Dorfe Grisch hinunter, wo der „Gemischte Chor“ dieser Ortschaft eine Theaterveranstaltung angekündigt hatte. Offen gestanden, hatte ich, der bisherigen schlechten Erfahrungen wegen, meine Erwartungen sehr niedrig gespannt; meine Skepsis verschwand aber schon zum guten Teil bei dem die Aufführung eröffnenden Liede, welches in seiner volksmäßigen, gesunden Frische und der ansprechenden Melodie gar nichts von

jener Künstelei hatte, die ich früher bis zum Ueberdruß hatte kennen lernen müssen. Auch die andern, zwischen die einzelnen größern Darbietungen eingestreuten Lieder und namentlich auch die in dem später noch zu erwähnenden Bauernstücke hatten den Charakter jener Volkslieder, von denen, um mit Wilmar zu sprechen, oft ein einziges ganze Bände künstlicher Poesie voll erlogener oder nachgeahmter Empfindung aufwiegt. Ein hübsches Blumenmärchen, ein frisch vorgetragenes Singspiel, sowie ein recht guter Schwanf, der in der Tendenz gipfelte, daß das Schlechte im Menschen zuletzt doch immer sein eigener Richter und Henker werde, boten des Abwechselnden genug, um bei den Zuschauern keine Ermüdung aufkommen zu lassen.

Der größte Wert aber war bei der ganzen Aufführung einem mimisch und musikalisch ausgestatteten Stück aus dem Bauernleben beizumessen. Keines jener konventionellen, süßlichen Salontirolerstücke, sondern etwas, das aus dem Leben selbst herausgegriffen war, dem etwas von jenem kräftigen Erdgeruch anhaftete, welcher aus den Gemälden Millets so mächtig zu uns spricht. Das einfache, natürliche und doch in seiner Schlichtheit so ansprechende Leben des Dörfers ging hier in reizvoller Abwechslung an unsern Augen vorüber, und zwar wurde mit einer Liebe und Hingebung, mit einer Frische und Natürlichkeit gespielt, die deutlich bewiesen, wie sehr es allen Darstellern aus dem Herzen kam, wie sehr dies das ihnen Gemäße war. Und die Zuschauer? Auf allen Gesichtern war der frohe Ausdruck des Mitempfindens und Miterlebens zu sehen; jeder erkannte in den Gestalten auf der Bühne sich selber wieder, erkannte in sich die Einheit, in der alle diese zum Ausdruck kommenden Gefühle zusammenfloßen. Und selbst ich, der ich in bezug auf theatrale Genüsse ziemlich hohe Anforderungen zu stellen gewohnt bin, gestehe offen, daß ich noch selten eine so reine Freude empfunden habe, wie an diesen einfachen Darbietungen.

Man wird mir nun allerdings ein-

wenden, daß nicht überall gleich gute Kräfte vorhanden sind, und es vielen Vereinen daher schwer wird, eine gewisse Höhe zu erreichen. Aber darum handelt es sich auch gar nicht. Es hängen ja Früchte oben und unten am Baum. Die Hauptsache ist doch, daß etwas Gutes gegeben wird, und da ist bestimmt für jede Fähigkeitskategorie etwas zu finden. Hier komme ich nun auf den Punkt, der meiner Ansicht nach in erster Linie die Schuld an der meist jämmerlichen Zusammensetzung der Dilettantenaufführungen und der Wahl der Stücke trägt: Ich meine die meistens mangelnde Urteilsfähigkeit in bezug auf das, was gut oder schlecht, was wahr und kräftig oder leicht und banal ist, bei denen, die dieses Programm bestimmen. Das ist es eben: Nicht an gutem Willen und meistens auch nicht an den Kräften fehlt es, sondern am nötigen Verständnis. Hier müßten nun, wenn man der Sache helfen will, diejenigen, die dieses Verständnis haben, einspringen.

Wo es sich um eine Frage von so tief einschneidender Bedeutung handelt, sollte es nicht so schwer sein, eine Anzahl gebildeter Männer zusammen zu bekommen, die durch Sammlung des nötigen Materials, Zusammenstellung ähnlicher Programme wie das der vorerwähnten Aufführung, die ich in dieser Beziehung geradezu als vorbildlich bezeichnen möchte, Abhaltung von aufklärenden Vorträgen usw. selbstlos für diese Sache wirkten und die sich, namentlich in bezug auf das Praktische, mit Gesellschaften, in denen das Bewußtsein für das Wahre und Natürliche noch rege ist, in Verbindung setzten, um von solchen Zentralstellen aus nach und nach auf die andern Vereine einzuwirken.

Zweiter Kongreß der Internationalen Musikgesellschaft in Basel. (25. bis 27. September.) Seitdem Basel vor drei Jahren (1903) der Festort für das deutsche und schweizerische Tonkünstlerfest gewesen ist und bei diesem Anlaß auch den deutschen Gästen gezeigt hat, was es auf musikalischem Gebiet zu leisten vermag,

hat sein Name in Künstlerkreisen des Auslandes entschieden an Bedeutung gewonnen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß der große Erfolg jenes Festes auch bestimmend bei der Wahl von Basel als Ort des zweiten Kongresses der „Internationalen Musikgesellschaft“ mitgewirkt hat.

Aus aller Herren Länder waren die Musikgelehrten und Forscher zusammengeströmt, um sich zu treffen und die Resultate ihrer Arbeiten einander vorzulegen. Wie natürlich, waren die Deutschen in der Majorität; sie lieferten ein stattliches Kontingent bedeutender Männer, von denen hier nur Prof. Krehschmar soll genannt werden; er leitete auch die Verhandlungen.

Die drei Tage brachten den Teilnehmern ein vollgerüstetes Maß teilweise recht schwerer geistiger Arbeit. Es fanden drei große Versammlungen statt, in denen sowohl kritische Referate, wie auch freie Vorträge den Hörer über den Stand der Forschung auf den einzelnen Gebieten der Musikwissenschaft informierten. Um übersichtlicher und zugleich gründlicher arbeiten zu können, haben sich die Spezialisten, die jeweilen das gleiche Feld bearbeiten, zu Sektionen zusammengetan.

Es arbeiteten an diesem Kongreß 9 Sektionen meist zu gleicher Zeit; es war natürlich insolgedessen nicht möglich, die ganze Arbeit zu übersehen, und der Berichterstatter konnte nur einzelne Abteilungen bei ihrer Arbeit beobachten.

Um dem Leser einen Begriff zu geben, wie gearbeitet wurde, sei erwähnt, daß z. B. in einer Sektion nur über Bibliographie, in einer anderen über vergleichende Musikforschung, in einer weiteren über Musikästhetik Vorträge gehalten wurden, während in einem anderen Saal über Notationskunde, wieder anderswo über die Geschichte der Oper und des Oratoriums verhandelt wurde, usw. Man hatte jedenfalls den Eindruck, daß auf allen Gebieten sehr gründlich gearbeitet wird.

Die praktische Illustration zu den vielfach rein theoretischen Verhandlungen bildeten zwei Konzerte, in denen eine historische Entwicklung musikalischer Formen vorgeführt wurde. Das erste brachte vorwiegend Vokal- und Orgelmusik aus dem XV., XVI. und XVII. Jahrhundert, während das zweite mehr Instrumentalmusik dreier Jahrhunderte (von Schein und Peurl bis zu Ph. Em. Bach) aufwies. Beide Aufführungen boten viel Interessantes und Schönes, erlitten aber durch übergroße Länge eine gewisse Einbuße in ihrer guten Wirkung. — Auch das gesellige Element kam zu seinem Recht; ein Abend vereinigte die Kongreßteilnehmer in zwangloser Weise in dem gastlichen Hause des Herrn Louis La Roche-Burckhardt; den offiziellen Abschluß fand die Tagung der Musikgelehrten in einem sehr gut und animiert verlaufenen Bankett im oberen Kasino-Saal.

E. Th. M.

Basler Musikleben. Nun ist auch das Generalprogramm der Allgemeinen Musikgesellschaft Basel, für die Wintersaison 1906/07 erschienen. Die Vortrefflichkeit und Vielseitigkeit dieses Programms, die reichhaltige Vertretung fast sämtlicher alter und neuer Meister, zeigt wieder einmal, wie weit Basel in musikalischer Beziehung den meisten andern Schweizerstädten voran ist. In Aussicht genommen sind zehn große Symphoniekonzerte, ein Extra-Konzert und sechs Kammermusikabende. Zur Aufführung werden Werke von Beethoven, Mozart, Brahms, Bach, Händel, Haydn, Mendelssohn, Liszt, Chopin, Schumann, Weber, Schubert, Berlioz, Chabrier, Saint-Saëns, R. Wagner, R. Strauß, Bruckner, Reger, Dr. Hans Huber, Hausegger, Volkmann usw. kommen. Als Solisten sind gewonnen: Frau Welti-Herzog, der Tenor Ludwig Heß aus Berlin, die Violinvirtuosin Stefi Geyer aus Budapest, Nora Drewett (Klavier) aus London und viele andere mehr.

Das zugunsten des Pensionsfonds und der Witwen- und Waisenkasse des Orchestervereins veranstaltete Extra-Kon-

zert wird Beethovens gewaltige neunte Symphonie bringen. Soviel wir wissen ist — in der neueren Zeit wenigstens — dieses grandiose, das ganze Weltall umfassende Werk in der Schweiz noch nie zur Aufführung gelangt.

Die künstlerische Leitung all dieser Konzerte liegt in den Händen von Kapellmeister Suter in Basel.

Ueber die einzelnen Aufführungen werden wir an dieser Stelle die Berichte unseres Basler Musikreferenten folgen lassen.

Aus dem Zürcher Kunstleben. Für den Monat Oktober ist der Frankfurt-Cronberger Künstlerbund im Zürcher Künstlerhaus eingezogen. Die Vereinigung ist zu einer Zeit gegründet worden, als eine Anzahl von Frankfurter Künstlern jeweilen über den Sommer in Cronberg im Taunus Quartier nahmen und sich dort näher trafen. Karl Bidoll, vielleicht der treueste Bewunderer des Hans von Marées unter den Malern, die sich diesem großen Künstler angeschlossen, und sicherlich derjenige, der uns den wertvollsten und genauesten Aufschluß über die künstlerischen Prinzipien von Marées gebracht hat, Bidoll gehörte zu den Gründern der Vereinigung, auch Ottilie Röderstein, die Zürcherin, die in Frankfurt a. M. sich eine überaus angesehene Position hauptsächlich als Porträtmalerin geschaffen hat. Bidoll ist tot. Die Kolonie im Taunus ist zerflattert; aber der Name blieb der Vereinigung, und sie erhielt sich so lebensvoll, daß sie als geschlossene Gruppe auch heute noch ihren festen Bestand hat. Ottilie Röderstein ist ihr bis heute treu geblieben.

Sie hat denn auch jetzt mit sieben andern des Frankfurt-Cronberger Künstlerbundes ausgestellt, und zwar ganz vortrefflich. Ein malerisch fein gestimmtes Herrenporträt erregt auch psychologisch tiefes Interesse. Ein Mädchen mit Weiden, an einem Tisch mit Kaffeegeschirr sitzend, entzückt durch Delikatesse der Farbengebung. Voll Liebreiz ist ein schlafendes Kind, in hellen Tönen breit und saftig gemalt.

Dann hat die Künstlerin ihren Schnauzer porträtiert und ihn durch eine grüne Schleife koloristisch geistreich belebt. Von einer tiefen Glut der Farbe ist ein Blumenstück, dunkelrote Zinnien in einem grünen Tongefäß mit blitzenden Reflexen. Eine Aktstudie, Mädchen mit Spiegel, verwertet geschickt die Leuchtkraft roten Haares auf der weißen weichen Karnation. Schließlich fesselt eine Landschaft: Berninagruppe bei Sonnenuntergang; sie ist im Dezember in Samaden entstanden und zeigt in bemerkenswerter Weise, wie das ebenso kräftige als feine Talent der Künstlerin auch der Landschaft ihre spezifischen Eigenschaften abzulauschen versteht. Die Größe des Natureindrucks kommt schlagend heraus.

Neben der Malerin dann die Herren Kollegen von der Zunft. Eine eigenartige Begabung bekundet Cosomati in seinen Farbenzeichnungen und seinen Originalradierungen. Er geht mit scharfem Auge den Objekten auf den Leib; diese brauchen durchaus nicht besonders poetischer Art zu sein; er findet das künstlerisch Dankbare auch an einem Elektrizitätswerk, einer Kelterei, einem Straßenprospekt, einer Gartenwirtschaft, einem Badehaus (dem einzigen in Tempera gemalten Bilde) heraus, und er gibt überall das Charakteristische mit einem glücklichen Geschick für Vereinfachung und einem nicht gewöhnlichen Sinne für farbige Wirkung. Da und dort macht sich eine gewisse Trockenheit des Vortrags bemerkbar. Flott ins Zeug, mit breitem Pinsel und frischem Temperament geht Rudolf Gudden, dessen andalusischer Bauer vor allem eine lebensprühende, auch farbig höchst anziehende Leistung ist. Unter den Arbeiten Robert Hoffmanns hat „die italienische Brücke“ den größten Zug im Aufbau des Landschaftsbildes und der ganzen Naturstimmung; hübsch als Farbenproblem ist das „Glaskugeln“ betitelte Bild, das das artige Motiv, farbige Glaskugeln als Weihnachtsbaumschmuck, zu einem recht anregend wirkenden Stilleben verarbeitet. Paul Klimsch entwickelt namentlich in seinen Papageien einen

gesunden, lustigen Farbensinn. Von den vier Gemälden Alf. Oppenheims ist der St. Nikolasturm in Funes überaus fein gesehen; die Töne: das Braun des Turmkörpers auf dem grauen Himmel, vorn die roten Dächer der gelben Häuser gehen weich zu einem harmonischen Klang zusammen. Hans Völker bringt dem Format nach die größten Bilder. Es steckt eine kräftige Naturbeobachtung in der umfangreichen Herbstlandschaft und auf dem Gemälde, das das vom Wasser umspülte Schloß Adenberg darstellt, ist der Spiegelungseffekt, wie die unruhig glitzernde Wasserfläche malerisch pikant gegeben und dabei frei von aller Kleinlichkeit.

Der Plastiker des Frankfurt-Cronberger Künstlerbundes Josef Kowarzik bringt zwei Marmorsachen: die Statue eines zart gebauten Mädchens, das einen Ring an seiner Linken betrachtet, eine sorgfältig durchgearbeitete Leistung, die im Motiv nur etwas absichtlich wirkt; dann die Büste eines Mädchens, eine delikate Sache von einfacher, durchgeführter Formgebung; eine Bronzebüste „Energie“ zeigt einen kraftvollen weiblichen Kopf, das Auge mutig vorwärts in die Zukunft gerichtet; die starken, fast massiven Kopfformen sind flott herausgearbeitet, das Psychologische — oder die Temperamentsmischung — sprechend zum Ausdruck gebracht.

Das wären diese Künstler vom Frankfurt-Cronberger Künstlerbund. Man darf sich ihrer Bekanntschaft freuen.

Der vielen Ihrer Leser wohl vom „Kunstwart“ her bekannte Münchner Landschaftler Rudolf Sieß hat eine reiche Kollektion seiner landschaftlichen Arbeiten ausgestellt. Sieß liebt die einfachen, intimen Motive und geht ihnen mit liebevoller Versenkung in's Detail nach, ohne darüber die Gesamtstimmung zu vernachlässigen. Ein zarter, idyllischer Reiz liegt über seinen Gebilden. Die Farbenskala dieser Gouachen ist nicht groß, aber ungemein delikate. Wer die einfache Natur liebt, wird auch diesen ihren lebenswürdigen Schilderer lieb gewinnen.

Ein forschender Draufgänger ist der junge Zürcher Fritz Oswald, der in München lebt und arbeitet. Seinen fest hingeworfenen, mit breitem, fettem Pinsel gemalten Sachen, die vielfach den Charakter der Studie tragen, merkt man die Münchner Provenienz leicht an. Man denkt zum Teil, etwa bei Bildern wie „In der Hängematte“ und „Sommertag“ oder „Krinoline“ (eine sitzende Dame im Reifrock in einem Interieur), an die Leute von der „Scholle“. Ein frischer Wagemut lebt in diesen Sachen, der dem jungen fleißigen und talentvollen Maler Sympathien wirbt.

Der Zürcher Eduard Stiefel, einer unserer begabtesten jüngeren Künstler, hat sehr hübsche Studien aus Rümliang (in Farbstifttechnik) ausgestellt, sowie einen originell gesehenen, kräftig frisch gemalten „Hohentwiel“. Von E. R. Weiß, dem trefflichen Badenser Künstler, beherbergt die Ausstellung drei vortreffliche Blumenstücke, mit denen Weiß seine prachtvoll frische Farbe und seine feine und großzügige Naturbeobachtung aufs neue schönstens illustriert. Höchst interessant sind dann noch die Entwürfe, die August Giacometti (nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter Giovanni, von dem ein letztes Mal hier die Rede war) für den Mosaikenschmuck am Landesmuseum geschaffen hat. Es handelt sich dabei nicht etwa um einen bestimmten Auftrag, sondern um eine freie Arbeit, die zeigen soll, wie sich ein Ausweg aus dem heutigen unbefriedigenden Zustand gewinnen ließe. Giacometti eliminiert die beiden bereits bestehenden Mosaiken Hans Sandreuters, der durch den Tod der Vollendung dieser Aufgabe leider entzogen worden ist, und ersetzt sie durch eigene Kompositionen, die ihrerseits wieder einen Teil bilden eines einheitlichen Ganzen. Der Künstler sieht nämlich — und diese Idee ist sehr zu erwägen — von Einzelkompositionen für jedes der Felder ab und setzt an ihre Stelle eine durchgehende Szene: die Heimkehr der Sieger von Murten. Giacometti besitzt in hohem Grade das Talent für

derartige wesentlich dekorative Schöpfungen. Er hat den Sinn für das Einfache und Klare in der figürlichen Komposition, wie in der farbigen Erscheinung. Mit wenigen Tönen, aus denen das königliche Rot prächtig herausleuchtet als Dominante, bestreitet er den farbigen, schmückenden Charakter. Wenn der Entwurf nur das eine Verdienst hätte, die Frage dieses Mosaiksmuckes wieder in Fluß zu bringen, so müßte man schon deshalb diese Arbeit aufs wärmste begrüßen.

Schließlich seien noch erwähnt eine Serie von flotten Radierungen des Genfers E. van Munden aus der ihm so vertrauten Tier- (hauptsächlich der Raubtier-) Welt, sowie das figürliche Glasgemälde Neumann-St. Georges (Zürich), das klar komponiert ist und farbig recht gut wirkt.

H. T.

Zürcher Stadttheater. Oper. Es ist bezeichnend für die gegenwärtige fast absolute Sterilität auf dem Gebiete der Opernkomposition, daß die Direktion, um eine Novität zu bringen, um ein Vierteljahrhundert zurückgreifen mußte und Dvorzaks einaktige böhmische Oper „Die Dickhäute“, die im Jahre 1881 für Prag komponiert wurde, zur Aufführung brachte. Dem Werke selbst, dem die reich und mühelos quellende Erfindungsgabe des Komponisten für lange noch den Glanz der Jugend verliehen, hat diese Wartezeit freilich nichts geschadet. Einem durchschlagenden Erfolge steht nur das beinahe primitive Textbuch entgegen, das in mehr als erlaubtem Maße der dramatischen Spannung entbehrt. Die Handlung, wie ein von den Eltern für einander bestimmtes Paar, das aus bloßem Eigensinn (daher die „Dickhäute“) nun gerade nicht will, dadurch zusammengebracht wird, daß ein schlauer Onkel in den beiden Troßköpfen die Eifersucht weckt, würde wohl für ein Schäferspiel des 18. Jahrhunderts ausreichen, wie denn Rousseaus „Devin du village“ ein ganz ähnlicher Stoff zugrunde liegt, ist aber für unser Empfinden doch allzu simpel, die schematische Anlage läßt dazu von der ersten Szene

an das Ganze voraussehen. Dagegen ist die Musik nach den vielen angeblich heitern Opern der musikdramatischen Richtung, deren Wizen man die Entstehung aus mühsamer Berechnung nur allzudeutlich anmerkt, eine wahre Erquickung. Hier haben wir wieder einmal einen Komponisten, der komponiert, weil ihm das Musizieren Freude macht und weil er etwas zu sagen hat. Was man von einer Oper verlangen kann, findet sich in dem Werke vereinigt: ein nie versiegender Quell reicher Melodik, treffende Motive, blühende, nicht überladene Instrumentation. Ernstes und heiteres gelingt Dvorzak ebenso gut; der Spottchor der Dörfler darf sich ruhig neben dem „Freischütz“ sehen lassen. Und allem verleiht der kräftige böhmische Waldesduft, den nicht bloß der Stoff eingegeben hat, sondern der da ist, weil der Komponist nicht anders kann, ein besonders originelles Gepräge. In der Form ist die Oper ein Kompromiß zwischen alter und neuer Art, sagen wir lieber, eine glückliche Weiterbildung der alten komischen Oper. Von der modernen Opernform hat Dvorzak das Durchkomponieren sowie die Leitmotive übernommen, von der alten hat er die geschlossenen Nummern und die Zuteilung der Melodie an die Singstimmen beibehalten. Bei ihm ist also das musikalische Gefüge noch nicht in das Orchester verlegt, zu dem die Personen auf der Bühne bloß eine kontrapunktische Gegenstimme vorzutragen haben. Freilich brauchte es da einen Melodiker von so ursprünglicher Begabung wie Dvorzak dazu, um keinen dürftigen Eindruck zu machen.

Das einaktige Werk war an den Schluß des Abends gestellt, so daß es bei der bekannten Garderobensucht nicht leicht war, zu entscheiden, welchen Eindruck das Publikum davon empfang. Der Beifall hielt nicht lange an; wir wollen trotzdem hoffen, das Publikum sei noch nicht so weit, daß es frische heitere Musik nur in verdünnter Form in der Operette mit den obligaten Tanzrhythmen und dem unvermeidlichen

blödsinnigen Text goutieren kann. Die Aufführung selbst war sehr befriedigend.

Im übrigen hat die Opernsaison bis jetzt nicht viel Bemerkenswertes gebracht. Eine Neuaufführung des „Rigoletto“, der seit sechs Jahren nicht mehr gegeben worden war, bedeutete einen entschiedenen Erfolg; das lebensprühende und jugendfrische Werk, das den spätern Opern Verdis gegenüber den Vorzug größerer musikalischer Mannigfaltigkeit besitzt, hat trotz einigen Banalitäten, die man jetzt vielleicht stärker empfindet als früher, nichts von seiner Wirkung eingebüßt. Eine Vorstellung der „Regimentstochter“, die immer noch gern gesehen wird, litt empfindlich unter der gesanglichen Unzulänglichkeit der Titelheldin. Ein Ballett-divertissement mit Musik von Blüthner machte wenig Eindruck; die Musik war kaum auf der Höhe eines Biergartenkonzertes. Sehr gefallen hat dagegen in der neuen Ausstattung der „Mikado“, der nach längerer Pause wieder gegeben wurde.

E. F.

Berner Theater. Stadttheater. Die letzten vierzehn Tage brachten uns neben zwei recht guten Klassikervorstellungen (Emilia Galotti, Romeo und Julia) und einer Ausgrabung des alten und veralteten „Dr. Klaus“ von Arronge, eine Lustspielnovität „Der Kraftmayr“ von E. von Wolzogen.

Das Stück ist nach dem bekannten Roman dieses Schriftstellers, der sich ja ganz amüßant liest, dramatisiert. Schon weniger amüßant ist das hieraus entstandene Lustspiel, wenigstens für den ernsthaften Kritiker. Sie bilden eine lange betrübliche Reihe in der deutschen Literatur, die Kogebue, Lindau, Blumenthal, Kadelburg, Lauffs, und wie sie alle heißen, denen sich nun auch Wolzogen angeschlossen hat. Es ist dies um so bedauerlicher, als er s. Z. in seinem „Lumpengefindel“ gezeigt hat, daß er auch Besseres zu schaffen versteht. Es ist ja auch immer die gleiche Mischung, mit der diese Herren arbeiten und auf die Lachmuskeln und Tränendrüsen der Zuschauer spekulieren.

Etwas Sentimentalität und Liebelei, etwas backfischliche Naivität und Schwärmerei, bei der man alle Augenblicke sagen muß: ei, ei, wie süß! einige Elternpaare, die ihre Söhne und Töchter unbedingt nicht heiraten lassen wollen, einige Söhne, Töchter und Freier, die unbedingt heiraten wollen, zum Schluß ein halbes Duzend rührender Verlobungen, und dies alles, untermischt mit einigen alten und neuen Späßen, in eine möglichst verlogene Handlung gebracht: das nennt man heutzutage ein Lustspiel. Bei dem vorliegenden Stück kommt noch hinzu ein voll gerütteltes Maß von Naturburschentum, das die Sache auch nicht besser macht. So dürfen wir ruhig über dieses neueste Werk der Schwank- und Possenfabrikation zur Tagesordnung schreiten, und es der allesrichtenden Zeit überlassen, ihm sein Urteil endgültig zu sprechen. F. O. Sch.

Das ist der tödliche Krebschaden, an dem die deutsche Lustspielichtung leidet (unser Lustspiel läßt sich vom Schwank ja kaum mehr reinlich scheiden, so sehr sich kritischer Schachtelgeist mit dieser Sisyphusarbeit müht): daß sie in den Formen erstarrt ist, die seit Jahrzehnten gang und gäbe waren; daß sie ihre Figuren aus der Posse holte und sich fast ebenso an unabänderliche Typen hielt, wie es die einstige Extemporekomödie (selbstverständlich in viel weiterem Maße) tat. Kadelburgs Schwank „Der Weg zur Hölle“, die letzte Neuheit, die das Stadttheater bot, trägt alle Zeichen des Verfalls der Gattung an seinem Leibe. Er wandelt — lediglich auf den raschen Lacherfolg des Augenblicks berechnet — in den ausgetretensten Bahnen daher, bringt uralte Possenwirkungen zu ausgiebiger Verwendung und weist in schnurgerader Linie auf altbewährte und bekannte Vorlagen hin. „La recherche de la paternité est interdite“, entschuldigte sich ein witziger Kritiker schmunzelnd, als er sich außerstande sah, in der Frage der geistigen Vaterschaft unzweifelhafte Nachweise zu leisten . . . Was nützt es aber, daß die Kritik ihre schärfsten Pfeile hervorholt und sie gelegentlich in Gift und

Galle taucht? Wenn sich das Publikum nicht selbst zu einmütiger Abwehr schart, dürfen die Lantiemengeier, die über der deutschen Bühne kreisen, auf immer neue Beute hoffen. —

Als der „Familiientag“ entstanden war, der wegen seiner trübseligen Langweiligkeit den Untertitel Lustspiel trug, wie denn nach der landläufigen Ansicht die Gattung Schwanke vom Lustspiel lediglich durch ein Mehr an Lustigkeit geschieden ist: da gab es viel Kopfschütteln darüber, daß sich auch Theater von Ruf dazu entschließen konnten, einer Bedingung des Autors zufolge die Uraufführung auf den Weihnachtstag anzusetzen. Kopfschüttelnd mag der Kritiker nunmehr nach den Spielplänen auswärtiger Bühnen die Rundreise verfolgen, die der „Weg zur Hölle“ im ganzen weiten Umkreis des deutschen Theaters macht. Und wenn er sich nicht in der Pose eines Predigers in der Wüste gefällt, mag er dazu — lächelnd schweigen. Kommt Zeit, kommt Rat — oder ein neues unsterbliches Werk von Blumenthal.

Gespielt wurde die veraltete Neuheit in dankenswertem Verzicht auf gröbere Darstellungsmittel, als einem Schwanke vonnöten sind. Man mag es der Regie des Herrn Grundmann zugute halten, daß die tollburleske Aufführung der „Logenbrüder“ vom Vorjahr, die ganz im Stil einer Zirkuspantomime gehalten war, kein betrübliches Seitenstück empfing. (Die Versuchung lag nahe.) Im Mittelpunkt der Vorstellung stand Frä. Ravenau (Vola Carnero), die der einfarbigen Dagewesenheit der possenüblichen Figur einer reizend-eigenfinnigen und bizarr-launenvollen Tänzerin mit allen Mitteln ihrer reichen Kunst zu Hilfe kam. Über die Heroine als Mädchen für alles wird bald ein ganzes Kapitel der Anerkennung zu schreiben sein. Neben ihr erwarb sich Herr Pötter Verdienst, wie Herr Grundmann auch als Darsteller rühmlich zu nennen ist.

Apollotheater. Zu wiederholten Malen ist da und dort, auch an dieser Stelle schon, darauf hingewiesen worden,

wie sich das Apollotheater neben unserer städtischen Bühne das Recht des Bestandes und eine ihm eigentümliche Stellung zu erringen verstand. Daß seine Leitung das Erworbene wohl zu wahren weiß, dafür spricht die vielseitige Gestaltung des Spielplans, der manches in sich schließt, was zum kostbarsten Besitz, und vieles, was in die Tages-Vorratskammer des deutschen Theaters gehört. Die nächste Zeit soll nach den uns zugegangenen Mitteilungen die „Hedda Gabler“ und den „Bund der Jugend“ bringen. Daneben wird die Vorbereitung von Schnitzlers „Freiwild“ und eine Aufführung des neuen, von Schroffer Realistik erfüllten Dramas von Beyerlein „Der Großknecht“ geplant. In den letzten Tagen stand das Apollotheater im Zeichen Sudermanns; das Schauspiel „Es lebe das Leben“ erzielte durch seine Knalleffekt-Manier Wirkung und Beifall. Still und wertvoller war der Erfolg, der einer leider nur einmaligen Aufführung des Hauptmannschen „Michael Kramer“ beschieden war.

Der Abend machte uns mit einigen der neu gewonnenen Kräfte bekannt, von denen besonders Fräulein Kroll zu schönen Erwartungen berechtigt, die in der Rolle der Liese Bänisch durch scharfe Erfassung und schön ausgearbeitete Wiedergabe der Charakteristik auffiel. Über ein darstellerisches Vermögen nicht gewöhnlicher Art scheint auch Herr Herm zu verfügen, und Fräulein Guntram besitzt vor allem die Fähigkeit der einfachen, schlichten Rede, was für den Mangel an bühnensicherer Bewegung entschädigt. Die Hauptkräfte des Sommerpersonals, Frä. Perma und die Herren Otto und Spinti sind Bortreu geblieben, was ihre Freunde sicherlich freudig begrüßten.

E. H.

Mädchenbücher. Zu dem Minderwertigen, was die Bücherfabrikation auf den Markt wirft, zählt der durchaus überwiegende Teil dessen, was die besondere Anweisung „für junge Mädchen“ auf dem Titelblatte trägt. Das wurde laut und leise, da und dort, von gar manchem ausgesprochen: aber da der Jugendschriften-

schund immer wiederkehrt, darf die Kritik keine Scheu tragen, auch sich zu wiederholen und zu erneuern. Hohlheit, Schein, eine Verlogenheit aus geistiger Schwäche sind Trumpf in diesen festlich gekleideten Erzeugnissen. Sie triefen von Idealität und stammen aus plattester Gesellschaftsauffassung. Sie geben vor, von Außerlichkeiten zu innern, seelischen Werten hinzuweisen, und so ist wohl auch ihr Schema; aber es ist ein Schattenskelett, und in Wirklichkeit kommen sie trotz aller edeln Worte nicht weg von dem lüsternden Hinaugehn auf Hab und Gut. Ob die Persönlichkeitsgenugtuung daran geknüpft sei oder nicht: der äußere Besitz, Haben oder Müssen, macht die Geschichte. Es ist der bengalisch beleuchtete Höhepunkt der Rührung in diesen Schöpfungen frauenzimmerlicher Welterkenntnis und Phantasie, wenn das arme Mädchen in der Villa herzliche Aufnahme findet, und herrlichere Ueberbrückung sozialer Klüfte gibt es einfach nicht. Und dann die Liebe! Wie zart, rein nur „für junge Mädchen“, aber gierig eigentlich doch auch! Wie köstlich gibt die überlegene Autorin das törichte Gespinnst in Sachen im jungen Mädchenhirn wieder, und wie wird es dann zu purer Weisheit gereinigt! Welche dumpfe Luft der Gesellschaftskonvention, und wie wird sie nicht besser durch die wohlsortierten Tugendgerüchlein, die sich beimischen, jedes bei der passenden Gelegen-

heit! Daß doch diese ganze faule Bücherzweischengattung, die nicht mehr reiner Kindheitsstimmung dienen will, aber auch nicht den Werten der Reife, versinken und verschwinden möchte! Daß die Übermittlung der echten Dichtung, der künstlerischen Leistung unmittelbar anschlösse an die wirkliche, sich genügende Kindergeschichte! Sie ist ein Hohn auf Kindheit und Reife zugleich, diese einfältige Zweischengattung, und gewinnt aus keiner ihr Recht.
F.

Heimatschutz. Beim Durchblättern des zweiten Bandes von Gottfried Kellers Gedichten fielen mir die folgenden Verse wieder in die Augen, die zeigen, wie schon damals der große Dichter über die sogenannte „Modernisierung“ unserer Städte und Ortschaften dachte. Das Gedicht ist „Ragenburg“ betitelt und heißt:

Die Ragenburg will Großstadt werden
Und schlägt die alten Linden um;
Die Türme macht sie gleich der Erden
Und streckt gerad, was traulich krumm.
Am Stadtbach wird ein Quai erbauet,
Und einen Boulevard man schauet
Vom untern bis zum obern Tor;
Dort schreitet elegant hervor
Die Gänsehirtin Katharine,
Die herrlich statt der Krinoline,
Zu aller Schwestern blassem Reide,
Trägt einen Fackreif stolz im Kleide.
So ist gelungen jeder Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an!

Literatur und Kunst des Auslandes

Ibsen-Vereinigung. In Düsseldorf soll eine große Ibsen-Vereinigung gegründet werden, die sich die Aufgabe stellt, in intensiver Weise für weitere Bekanntwerdung und Popularisierung des norwegischen Dramatikers zu wirken. Die Vereinigung wird alljährlich im Düsseldorfer Schauspielhaus Musteraufführungen Ibsenscher Werke veranstalten, und zwar sollen dabei in erster Linie diejenigen

Dramen in Betracht kommen, die große szenische Schwierigkeiten bieten und deshalb nicht überall gegeben werden können. Ferner soll durch Wandervorstellungen in kleinen Städten, durch Abhaltung von aufklärenden und belehrenden Vorträgen und durch die Gründung einer besondern Monatschrift auch anderweitig im Sinne der Gesellschaft gewirkt werden.

Hermann Sudermann. Am 6. Oktober